

MÜNCHEN / 1937 / NR. 25

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Frauenbildnis

O. Malura



Alter Schiffer vom Rhein

Henrik Moor

Die Schere

Von Sebastian Grill

Als ich noch ein Vagabund war, geschah es, daß mich einmal auf einer Landstraße Rumäniens kein Auto nach der nächsten Stadt mitnehmen wollte. Da ich sehr faul war und nicht viel laufen wollte und auch die Gegend nicht kannte, schlenderte ich schimpfend bis zum nächsten Dorf und suchte mir einen Heuschaber zum Übernachten aus. Dann ging ich in das nächste Gehöft und bat den Bauern um Milch. Nun konnte ich aber kein Wort Rumä-

nisch, und der Bauer konnte kein Wort Deutsch, und da wir beide keine großen Anstrengungen machten, uns zu verständigen, standen wir da, sahen uns an und wunderten uns übereinander. Schließlich hob ich die Hände auf und führte eine unsichtbare Schale zum Mund, gurgelte und glückte ein wenig und sah dann mit ernsthaftem und zufriedennem Gesicht vor mich hin. Ich meinte, daß der Bauer mich nun verstanden haben müsse. Er

grinste aber erst eine ganze Weile, ging dann ruhig ins Haus und brachte mir eine Schere. Ich weiß noch heute nicht, was er sich eigentlich dachte, und ich konnte mit der Schere auch gar nichts anfangen, aber da es offenbar doch zu keiner Verständigung zwischen uns kommen würde und ich ihn nicht beleidigen wollte und Scheren ja schließlich nützliche Gegenstände sind, verzichtete ich auf meine Milch, trank ein wenig Wasser aus einem großen, hölzernen Kübel, dankte höflich und ging mit meiner Schere davon.

Die ganze Nacht über lag die Schere neben mir. Am nächsten Morgen nahm ich sie wie einen Dolch in die Hand und wanderte weiter. Ich trug keinen Rucksack und kein Bündel bei mir und überlegte mir, ob ich die Schere in die Tasche stecken sollte. Aber sie war sehr spitz und mein Anzug aus sehr schlechtem Stoff. Ich steckte sie probeweise in den Gürtel, aber zuerst stach sie mich in die Hüfte, dann rutschte sie heraus und fiel auf die Straße. Ich mußte sie wohl in der Hand behalten. Ich ging an den Feldern entlang, fühlte die Sonne und den warmen Wind und klappte im Gehen die Schere auf und zu. Sie glitzerte wunderschön im Licht, und ich drehte sie nach allen Seiten. Ich war ganz verliebt in die Schere, ich schwang sie wie ein gefährliches Messer, versuchte, sie auf der Hand zu balancieren und warf damit auch nach Bäumen. Aber meistens glitt sie von der Rinde ab und erwies sich überhaupt als ein sehr unpraktisches Wurfgerät. Manchmal hob ich ein Blatt oder einen Papierfetzen von der Straße auf und schnitt ihn mit der Schere entzwei. Ich hatte meine Freude daran, wie schön und sicher sie funktionierte. Ich probierte es auch mit kleinen Ästen und schließlich mit festem Holz, aber da ging es nicht mehr. Einmal schnitt ich mir sogar in die Hose, nur zum Spaß, und um zu sehen, wie sie Stoff schnitt. Ja, diese Schere beschäftigte mich mehrere Stunden, und ich dachte nicht daran, sie fortzuwerfen.

An einem der nächsten Tage wurde die Schere mir lästig. Ich schraubte sie mit viel Mühe auseinander, um zwei kleine Messer daraus zu machen. Aber es waren keine guten Messer, es waren nur Scherenteile, und deshalb fügte ich sie unwillig und gelangweilt wieder zusammen. Ich band mir die Schere mit einem Stückchen Bindfaden an den Gürtel, denn ich meinte immer noch, daß man eine Schere vielleicht doch noch einmal gebrauchen könne. Besonders, nachdem ich wegen der Schere mit einem Kameraden in einer Kneipe Streit bekommen hatte, wollte ich mich nicht mehr von ihr trennen. Dieser Karl fand meine Schere lächerlich und wollte sich über mich lustig machen. Ich drohte, ihn mit der Schere zu erstechen, aber er lachte nur darüber, und da er seine guten neunzig Kilo wog und Fäuste wie Holzhämmer hatte, hütete ich mich, es auf eine Prügelei ankommen zu lassen. Aber ich ärgerte mich und trug nun meine Schere mit einem gewissen Trotz, als sei sie ein Gegenstand, von dem gewöhnliche Menschen freilich nichts verstehen könnten, der für mich aber einen unschätzbaren Wert hatte. Und so kam es, daß ich mich langsam an die Schere gewöhnte und sie nicht mehr entbehren konnte, obwohl sie eigentlich zu nichts taugte und nur hinderlich war.

Diese Schere verlor ich auf ebenso seltsame Art, wie ich sie bekommen hatte, und das war eine merkwürdige und abenteuerliche Geschichte. Ich hatte auf einem Bauernhof übernachtet und am nächsten Morgen ein wenig bei der Arbeit geholfen. Da dem Bauern Leute fehlten und ich für die paar Tage nur Essen, eine Schlafstelle und im übrigen meine persönliche Freiheit verlangte, mit der Arbeit anzufangen und aufzuhören, wann es mir Spaß machte, kam es, daß ich über eine Woche auf dem Hofe blieb. Es machte mir Freude, ein wenig Ordnung zu haben und zu arbeiten und zu sehen, daß es was dabei heraus kam. Auch war das Essen sehr gut und der Bauer ebenso dumm wie gutmütig, so daß man schon eine Zeitlang bleiben konnte. Eigentlich war es aber doch wohl die junge Magd, derentwegen ich mich so lange aufhielt und so angestrengt arbeitete. Sie hatte mir gleich gut gefallen und war auch freundlich zu mir, und Landstreicher erschienen ihr im Gegensatz zu den meisten Bauern und den rumänischen im besonderen nicht als verdächtiges und höchst fragwürdiges Gesindel, sondern als Männer, die viel herkamen und viel wußten und etwas Besonderes waren, noch dazu, wenn sie wie ich eine fremde Sprache redeten und trotz aller Abgerissenheit gute ausländische Zigaretten rauchten. Als wir zusammen arbeiteten, schaffte sie aber bedeutend mehr als ich, trotzdem ich doch viel kräftiger und erfahrener und ein Mann war, und das kränkte mich und erzeugte in mir den Wunsch, ihr

zu imponieren. Am nächsten Tage ging es dann auch schon viel besser mit der Arbeit, und ich überholte sie so weit, daß der Bauer dachte, er habe da eine ausgezeichnete Kraft für seinen Hof. Aber die Magd machte kein Aufhebens davon, denn es schien ihr selbstverständlich, daß Männer alles besser konnten als Frauen. Ich sprach noch immer sehr schlecht Rumänisch, aber die allernotwendigsten Vokabeln und Redensarten hatte ich mir inzwischen gemerkt. Am dritten Tag schlich ich in ihre Kammer, aber sie wehrte sich, und ich ging wieder davon.

Auf dem Hof dieses Bauern befand sich ein Schleißein. Daran stand ich am Abend, wenn wir gegessen hatten, und schliff meine Schere. Ich tat es nur zum Zeitvertreib und hatte einen kindlichen Spaß daran, und die Schere wurde dünn und scharf wie ein Rasiermesser. Eines Abends ging ich wieder zu dem Mädchen, und diesmal lachte sie und ich blieb bei ihr. Ich hatte aber meine Schere mit, ohne mir Gedanken darüber zu machen, und ich legte sie auf einen Schemel vor dem Fenster. In der Nacht, als das Mondlicht auf der Schere funkelte, deutete das Mädchen plötzlich darauf und sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich holte die Schere, zeigte sie ihr und spielte ein bißchen damit. Es war aber so, daß ich immer, wenn ich mit der Schere spielte, nicht so schnell damit aufhören konnte. Ich fing auch an, ganz vorsichtig ein wenig in das Bettuch zu schneiden, nur um die Schärfe auszubprobieren, aber ich hatte die geschliffenen Scherenmesser unterschätzt und es gab einen langen Rib. Da wurde das Mädchen ärgerlich, teils wegen des beschädigten Tuches, teils wohl auch, weil ich mich für die Schere plötzlich mehr interessierte als für sie, und sie begann leise zu schimpfen. Ich klappte aber ruhig die Schere auf und zu, und das reizte sie so, daß sie alle Vorsicht vergaß und ein sehr lautes und ärgerliches Wort sagte, das sicher ein Fluch war. Das hätte sie nicht tun sollen. Denn in dieser Nacht war der Bauer noch einmal auf den Hof gegangen, weiß der Teufel, warum. Der hörte den kleinen Schrei, kam ans Kammerfenster und sah mich dort mit einer blitzenden Waffe in den Händen stehen. Er mußte in seiner Dummheit wohl meinen, daß ich seine Magd ermorden wollte oder schon ermordet habe, jedenfalls rannte er polternd davon, nahm ein Beil, weckte den Knecht und stürzte in unsere Kammer. Vor lauter Schreck begann das Mädchen zu schreien und konnte nichts erklären, und ich konnte ja kein Rumänisch, und deshalb streckte ich den beiden tapferen Männern beschwichtigend und beschwörend meine harmlose Schere entgegen. Gerade das aber hielten sie für einen Angriff und die Schere für eine Mordwaffe, und in stummer Verblissenheit gingen sie auf mich los. Ich mußte mich mit aller Kraft wehren, denn der dumme alte Bauer hätte mir in seinem gerechten Zorn mit dem Beil ohne weiteres den Schädel gespalten. Der Knecht war weniger gefährlich, er faßte das Ganze mehr als eine willkommene Rauferei auf, begleitete den Kampf mit anfeuernden Rufen und hatte die eiserne Harke, die er anfangs geschwungen hatte, sogar in vorbildlicher Ritterlichkeit in die Ecke geworfen. Trotzdem konnte ich mit den beiden nicht fertig werden und machte, daß ich davon kam. Das gelang mir auch. Am Dorfeingang blickte ich mich um, lachte etwas verlegen, zuckte die Schultern und ging weiter. Und da bemerkte ich erst, daß ich meine Schere verloren hatte. Vielleicht war sie als Siegesbeute in den Händen des alten Bauern, vielleicht hob das Mädchen sie als gleichzeitig zärtliches und ein wenig beschämendes Andenken auf, vielleicht lag sie auch in irgendeiner Plütze und fing langsam an, zu verrotten. Ich wußte es nicht.

In den nächsten Tagen fehlte mir die Schere manchmal sehr, aber ich wußte nicht recht, wozu, denn ich schämte mich des Eingeständnisses, daß ich nur mein Spielzeug haben wollte, und schließlich begann ich einzusehen, daß die Schere ein ganz überflüssiger Gegenstand war und ich froh sein mußte, sie los zu sein. Ja, es kamen mir auch noch andere Gedanken. Wenn diese Schere nicht gewesen wäre, so dachte ich, dann wäre ich bei dem Mädchen geblieben, vielleicht noch monatelang, ach, und vielleicht hätte ich es sogar fertig bekommen, dieses Mädchen zu heiraten, und mit meinem freien und unruhigen Leben wäre es aus gewesen, und vielleicht hätte die Schere mich vor der Gefahr der Sicherheit und Beständigkeit und vor großen Dummheiten behütet und war nun wieder zurückgekehrt zu ihrem geheimnisvollen Ursprung, wie der Märchenstab eines mächtigen Zaubers. Aber diese Gedanken flogen davon im Wind, der über die Straßen ging und mich weiter wehte, und wenn ich noch einmal an die Schere dachte, meinte ich, daß es so alles ganz richtig sei. Ich muß aber sagen, daß es mir trotzdem leid getan hat.

MAIBOWLE BEI FEINEN LEUTEN

Von Gerhard Okwieka

In Krähwinkel gibt es kein Radio und keine Zeitung. Die Menschen dieses Fleckchens heißen durchweg Haase und wissen von Nichts. Sie leben im Trost vergangener Tage, sind blasieret, verbreiten gelinckte Geistigkeit und streiten untereinander um Titel und Stand. Das nennen sie ein glückliches Leben.

Den größten Anspruch auf Achtung machen „Doktors“ für sich geltend. Sie sind ein sattsam bekanntes Ehepaar, das heutzutage eigentlich nur noch in den Witzblättern zu Hause sein sollte, leider aber noch allerorts als Rest einer verkalten Zeit vorzufinden ist. Bei ihnen beginnt der Mensch erst mit dem Akademiker. Wer sich nicht als solcher ausweisen kann, wird von ihnen als ungebildet, roh und gemein — kurz, als nicht gesellschaftsfähig erklärt.

Ich war daher ehrlich überrascht, als ich eines Tages von Doktors zu einer Garten-Maibowle eingeladen wurde. Denn ich bin kein Akademiker und bin deshalb nicht gesellschaftsfähig. Nun muß man wissen, daß Doktors selbst bei den Angehörigen ihrer Krähwinkel-Kaste nicht sonderlich beliebt sind; man nennt sie eingebildet und hochnäsigt. Es erfüllte mich also keine große Freude, als ich den Sinn des Kartenbrowsers begriffen hatte, denn mich beschlich die Angst, daß auch ich in kurzer Zeit als hochnäsigt und eingebildet verschrien werden könnte. Und sagt nicht schon der Volksmund: „Sage mir mit wem du umgehst, und ich sage dir wer du bist!“? —

Um mich zu vergewissern, welchem Zufall oder Grund ich die so hohe Ehre der Einladung zuzuschreiben habe, läutete ich meinen Freund Paule an. Paule ist Akademiker und bei Doktors ein gern gesehener Gast gewesen. Das wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Paule noch Jungeselle war und Doktors eine heiratsfähige und wirklich reizende Tochter hatten. Unter diesen Umständen hatte ich nicht zu Unrecht in Paule ein künftiges Mitglied der Familie Doktor gesehen, das wissen mußte, warum auch ich mit einer Einladung bedacht worden war.

Als ich nun Paule darum durch den Draht fragte, lachte er zu nächst und sagte dann sehr ernsthaft:

„Ja, weißt du, der Haken ist der: Man fürchtet dich!“

Ich brauste auf:

„Bin ich denn ein Raubritter?“

„Nein, das gerade nicht, — aber du bist ein ziemlich bekannter Schriftsteller geworden und hast manchen der Honoratioren unseres Krähwinkel durch den Kakao gezogen. Doktors fürchten jetzt, daß ihnen durch deine spitze Feder ein gleiches Schicksal bereitet werden könnte und wollen wahrscheinlich vorbeugen...“

„Indem man mich mit einer Einladung bedachte, wie? — Das ist eine intrigante Bestechung, lieber Paule!“

„Na ja, ungefähr.“

„Du, Paule, — die Doktorin wird sich sicher allerlei Seufzer abgerungen haben, ehe sie die Einladung an mich absandte, wie?“

„Eigentlich nicht! — Denn es ist doch so, — und das wirst du auch verstehen —, die Einladung ist als reine Höflichkeitsgeste gedacht, als eine gewisse Anerkennung deiner Person.“

„Danke, danke!“

„Na ja, das ist aber auch alles.“

„Es genügt mir, Paule! Ich werde mich bei der Doktorin höflichst bedanken und im übrigen der Garten-Maibowle ein besonderes Gepräge geben.“

„Wie? — Hast du etwa die Absicht... ich meine, willst du zu sagen? ... Du weißt doch: U. A. w. g.!“

„Natürlich will ich zuzagen! Ich muß doch meine nächsten Opper gründlich studieren!“

„Gütiger Himmel! Du wirst also Doktors doch durch den Kakao ziehen? Trotz der Einladung?“

„Feste, mein Lieber!“

Mein Freund Paule ließ einen Seufzer hören und hängte ab; er kennt mich zu gut.

Der Garten war illuminiert. Lampions leuchteten durch das junge Blättergrün einiger Obstbäume. An einer Bohnenstange war ein

papierner Mond aufgehangen. Ein Grammophon schrie neueste Tanzweisen durch die Luft. Lachen ertönte, das aber nicht befremdend aus der tiefen Brust kam, sondern irgendwie gemacht und gequält wirkte. Die zahlreichen Gäste waren nicht mehr nüchtern. Einige der anwesenden Referendare versuchten den jungen Damen die Vorzüge einer auf akademischer Grundlage geschlossenen Ehe klar zu machen. Sie behaupteten, Liebe sei eine Krankheit oder ein krankhaftes Gefühl, das alles Wesentliche jeder Ehe verschleierte. Der einzig richtige Weg zum Glück sei Vernunft und kühle Berechnung. Wahrscheinlich zum Beweis seiner Behauptung, führte einer von ihnen unsinnigerweise folgendes an:

„Man setze ein junges Weib mit einem Mann auf einer Insel aus, — selbstverständlich müssen sich beide bis dahin unbekannt geblieben sein, — und man wird nach Jahresfrist sehen, daß sie miteinander ein Kind gezeugt haben. Mithin ist die Liebe doch nur eine Gewohnheit und unsinnige Unvernunft.“

Worauf eine der jungen Damen herzhaft kicherte.

Inzwischen waren die Gläser wiederum gefüllt worden. Unsere Köpfe wurden leichter, die Seelen vorurteilsloser und die Stimmung locker und beschwingt — es war, als wären nicht Akademiker, sondern ganz einfache, ungebildete Menschen bei süffigem Tun vereinigt. Der Hausherr schleppte seine Don-Quichote-Figur von einem zum anderen und flüsterte einige Witze, die alt wie Methusalem waren und die einen langen Bart hatten, daß die Herren Referendare nur mitteilidig und auf Anstand lächeln konnten. Als aber einer zur Tochter des Hauses sagte:

„Gnädigste haben einen äußerst respektablen Herrn Papa! Wie der seine Witze erzählt, nein, das ist einfach grandios!“

da meinte die Angeredete lakonisch:

„Ihr Geist ist verkalbt, Herr Referendar! Über meinen Herrn Papa kann man höchstens mitteilidig lächeln, denn seine Witze sind reichlich staubig.“

Der Referendar ging sofort schmollend in eine Ecke des Gartens, nicht ohne sich vorher noch einmal das Glas gefüllt zu haben. „Ich ziehe einen Verachtungsschluck, meine Gnädigste!“ hörte man ihn sagen.

Mein Freund Paule sah übel mitgenommen aus. Er döste mit glässigen Augen in die Runde und sang fromme Lieder. Zeitweilig gab er sich einen Ruck und blickte dann den papiernen Mond an, der tatsächlich verschwiegen und aber verschmitzt lächelnd an der Bohnenstange baumelte. Paule drohte diesem Lichtspender und nannte ihn einen losen Schelm.

Der Apotheker unterhielt sich, wie man sah, sehr anergert mit der Gattin des Hausherrn. Als man genauer hinhorchte, merkte man, daß er ihr seine bisher ungestandene Liebe erklärte. Daraufhin schlug ihm die recht behäbige Dame des Hauses wohlwollend auf die Wange und flötete süß wie ein Engel:

„Sie sind ein ungezogener Schelm, man amil! Und Sie lügen!“

Aber der Apotheker war nicht mehr ganz bei Sinnen. Er küßte die Gastgeberin, laut und schmatzend, worüber man natürlich nur lachen konnte. Doch als sich plötzlich auf der dicken Nase der Gnädigsten eine Mücke hässlich einzurichten begann, weiteten sich die Augen des Giftmischers und er rief:

„Ruhig bleiben, meine Gnädigste, nur ruhig bleiben!“

Und dann schlug er seine fleischige Hand kräftig in das Gesicht seiner erschrockenen Nachbarin, daß es laut schallend durch den Garten klatchte.

„Sie ist tot!“ rief der Apotheker.

Der aus allen Wolken gefallene Hausherr bezog diesen Ausruf auf seine Gattin, die leblos in sich gesunken war. Er eilte behende herbei, war einen Augenblick ratlos, doch dann ergriff er die Bowle und goß sie seiner besseren Hälfte über den Kopf. Die Wirkung war herzerbrechend. Frau Doktor sprang, wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe und gab dem Apotheker eine schallende Ohrfeige.

„Sie ungehobelter Patron!“ schimpfte sie hinterher.

Der Apotheker stand sofort auf, verbeugte sich nach allen Seiten und wollte eiligen Schrittes den Garten verlassen. Aber der Hausherr hielt ihn zurück und gab ihm noch einen Fußtritt.

„Sie werden von mir hören, Sie Idiot!“ schrie der beleidigte Apotheker.

In diese ungemütliche Spannung ertönte plötzlich die klare Stimme der Tochter.

„Spielen wir etwas?“ rief sie.

„Ja, spielen wir etwas! Vielleicht: Was bringt die Zeitung mit?“
Gut also, wir spielten: Was bringt die Zeitung mit?

Nach einer Weile wurden die Pfänder ausgeteilt. Die Doktorin hatte das Amt des Pfandhalters übernommen. Ich war des öfteren dazu verurteilt, Kirschen zu kosten. Da die Doktorin meine rechte Nachbarin war, mußte ich diesen Scherz bei ihr beginnen. Ich küßte schüchtern, ich küßte heftig, ich küßte lässig — sie sagte immer nur:

„Süß!“

Als mir das einige Male passiert war, wurde ich böse. Denn wie sollte ich die frischen, blutroten Mäuler der jungen Damen küssen, wenn die scheinbar selbstsüchtige Hausfrau mit ihrem ewigen „Süß!“ einen Riegel vor mein Verlangen schob. Ich beschloß mich zu rächen! Und wie man sieht, war es mir gelungen. Denn als ich wiederum Kirschen zu kosten hatte, preßte ich meinen Mund auf die fetten Lippen der Doktorin, biß sie und kniff sie in die Arme, daß sie sich wie ein Wurm winden mußte. Aber ich ließ nicht so bald locker. Und als ich des Guten genug glaubte, blickte ich ihr triumphierend in die Augen.

„Bitter, bitter!“ fauchte sie fast.

Jetzt kam ich zu meinem Recht und durfte davon genügend Ge-

brauch machen, da die jungen Damen anscheinend für meine Geflüste Verständnis hatten.

„Bitter“, sagte jede einzelne.

Nun kam ich auch zu der Tochter des Hauses, die im Grunde schon als Braut meines Freundes Paule genannt war. Sie sah mich holdselig lächelnd an, verzückt beinahe, daß ich nicht widerstehen konnte und mich zunächst auf ihren Schoß setzte. Und während ich mich anschickte, ihre Lippen zu küssen, flüsterte sie mir leise ins Ohr:

„Ich erwarte Sie morgen um vier Uhr im Parkcafé!“

„Gut, einverstanden.“

Daraufhin küßte ich sie und konnte dankbar ein „Süß!“ quillieren. — — Jedes Fest hat ein Ende. Da ja außerdem die köstliche Bowle frivol und leichtsinnig verbraucht war, und kein anderes Naß aufzutreiben war, als Wasser aus der Gartenleitung, mußten die Gäste sich zum Aufbruch entschließen.

Die Doktorin schien sich mit mir versöhnt zu haben, jedenfalls durfte ich es annehmen, da sie mir zum Abschied herzlich die Hand drückte und sagte:

„Sie sollten oft zu uns kommen! Bei uns erhalten Sie bestimmt Anregungen für Ihre literarische Arbeit!“

Ich versprach nach besten Kräften ihrer Aufforderung nachzukommen. Mein Versprechen habe ich gehalten. Denn inzwischen ist die Tochter des Hauses meine kleine Frau geworden. Woraus zu ersehen ist, daß man eine Einladung zu einer Garten-Mai-bowle nicht so ohne weiteres annehmen soll.



Nordisches Bauernhaus

Henrik Moor

ENZIO

Von H. F. Anders

Hoch und schmal steht gewölbtes Fenster in der Stille blassen, widerfüllten Tages. Die Hand der Fraue im geschnitzten Gestühl gleitet wie über Gespinst durch den Raum. Das Lächeln, mit dem sie den Blick zu dem Ritter aufhebt, der hinter ihr steht, breit und erdewachsen, ist undeutbar. Wie versponnene Quelle im Grund läutet die Stimme: „Nein, mein Bruder, der Knabe ist mein, ist mir Licht, Leben, Traum und Erfüllung. Nicht Glück noch Weh der Erde kann ihn mir nehmen.“ Der Hüne hält die Klinge quer gefaßt. Als läse er in Runen, wandert sein Blick über die Fieseln: „Glück und Weh der Erde sind nicht wichtig! Schicksal ist wichtig. Schicksal steht auf den Bergen, ich spüre es. Auch dem Knaben Enzio wird es begegnen, irgendwo, sei's in Wald oder Heide, irgendwann, sei's in Traum oder Tag. Dann muß du ihn wandern lassen...“ — seine Stimme wird schwer und dunkel — „wandern lassen in das Reich seiner Väter...“ Die Fraue ist aufgestanden. Ihr Bild steht klar und groß im Licht des Fensters, indes ihr Blick den schmalen Weg sucht, des Sohnes fröhlicher Heimkehr aus den nahen Wäldern harrt. Ein Schein von Röte wandert über ihr schmales Gesicht. „Das Reich — seiner Väter — trägt er in sich. Das Ohr am Herzen der Erde, das Auge, offen allen Wandern, das Lied, unaufröhlich im Herzen strömend, Alles ward ihm von dort! Von mir — nur die Liebe — die Liebe sonder Maßen...“ Es ist ein leises Zittern in der Stimme, dann Stille, tief und bedeutend, dann wieder die Stimme der Fraue: „Ich will ihn behüten vor dem Glanz seiner Väter, denn ihre Krone schmiedete furchtbarste Not, behüten vor dem Reiten in berauschenden Tag, dem welschen Tod im zu frühen Abend. Spürst du nicht, wie das Lied in ihm harft und rauscht, wächst, Gestalt gewinnt mit jedem Tag? Das Lied ist sein Reich, sein ewiges Reich!“ — Die harten Lippen des Ritters bewegen sich kaum: „Doch — wenn der Kaiser — ihn fordert?“ Die Hände der Fraue liegen weiß und schmal an ihrem Herzen. „Nie erfuhr er von dem Knaben, wie sollte er ihn fordern? — Er bedarf seiner nicht — hat andere Söhne genug. Man lasse mir — diesen — einen! Was sollte er ihm, dessen Macht die Mitte der Welt ist, dem Verwandler der Zeiten, dem Wunder der Welt? Er ist alle Gewalt, alle Kraft, alle Tat. Man lasse mir meinen Knaben und meinem Knaben den Frieden und das Lied!“ — „Aber einmal wird er Jüngling, wird er Mann sein. Soll er nie wissen, um seine Väter?“ — „Nie, mein Bruder! Erfuhr' er's je, verloren wär' er dem Frieden, dann müßte er reiten und reiten in den Glanz der Welt, in das große, geheime Kaiserreich, in die unstillbare Sehnsucht...“ — „Doch das Blut seiner Väter in ihm, das heilige, ewige Blut, wird es nicht einmal aufstehn und alles, alles zerreißen?“ — Ein Schauer geistert über das gesenkte Haupt der Fraue. Dann sucht ihr Blick in hohem Glauben den fernen Tag: „Dann wird sein Lied rauschen und singen, wie auf Erden noch keiner sang.“ Plötzlich auf steinernen Stufen eisenklingender Schritt, Pochen an hoher Tür, einer in Waffen, staubbedeckt: „Verzeiht, hohe Frau, verzeiht, Herr Ritter! Krieg ist in deutschen Landen! Krieg wider Kirche und Papst! Der Bannfluch geschleudert wider den Kaiser, weil er dem Spruch des römischen Herrn sich nicht beugt! Auf-ruhr schwellt, vom wilden Haß fahrender Mönche entfacht, die Lombarden erheben Waffen des Verrats, vom römischen Bischof als Waffen des Kreuzzugs gesegnet, das Reich will zu brennen beginnen, denn aller Empörer Führer ist des Kaisers erstgeborener Sohn! Alle Aufrechten, alle Treuen sind gerufen, dem Kaiser Heerfolge zu leisten wider des Aufruhrs Feuer, wider Verrat der Lombarden, wider den Herrn von Rom! — Gott rette uns das Reich aus solcher Not!“ Das Gesicht der Fraue ist fahl, ohne Licht. Donner des Unbegreiflichen stürzt in ihre Gedanken. Aus großer Ferne kommt die Stimme des Bruders durch den Raum, sehr langsam, in erschütternder Klarheit: „Kein Gott — nur unsre Treue!“ Dann mit verändertem, einfachem Ton: „Sei mein Gast für die Nacht. Morgen reiten wir zum Kaiser.“ Lautlos schließt sich die Türe hinter dem Andern. Die Hand des Ritters liegt breit und fest auf der kühlen Klinge. „Einmal mußte es kommen, wir alle haben's gespürt. Nun ist es da und wir müssen bereit sein. Siehst du den Riß am Himmel? Fühlst du ihn im Herzen? Was sie mit Fluch und Sakrament auf ein Tausendjahr zu bannen

gewähnt, nun bricht's aus dem Blut und der Erde — wie Dämmerung vor dem Tag...“ Die Fraue fühlt sich verloren in der Kälte des Unendlichen. Ist dies Schicksal, das auf Bergen steht? Traumfernes Erinnern an blühende Hügel in blauer Nacht ist da, des Knaben Enzio erster Laut, wachsende Jahre, das Lied, das er gestern sang — war's gestern? Die Welt barst unterdessen — aber der eine Unbegreifbare steht unerschüttert in der Freiheit seiner Pflicht, ohne Reue, ohne Hilfe von Menschen, in der Reinheit seines Gewissens. Ein Sohn ward ihm verloren, schmerzvoller als durch den Tod — ob er den Schmerz noch spürt, der Mensch, allein, in die Ewigkeit der letzten Dinge gestellt? — Er bedarf des Knaben Enzio nicht, auch jetzt nicht — die Welt barst auseinander — aber die Ähren reifen und die Wasser rauschen immer noch! — — Die Hand, die aus wilder Zerrissenheit flatternd durchs Fenster winkt, ist kalt und matt. Unten reitet



Akt-Skizze

O. Malura



Aus Passau

Henrik Moor

der Knabe Enzo, in Lied und Traum versponnen, heim zur Burg. Lachend grüßt er zur schönen Mutter empor, spürt nicht das wilde Hämmern ihres Herzens. Stürmt die Stufen hinauf, bricht in den Saal, Hauch von Wald und Heide um sich: „Mutter, Oheim, ich weiß ein Lied, unten am Erlenbruch tief es ein! Oheim, Mutter, ein Lied...“ Plötzlich wird er den schweigenden Ernst gewahr, der zwischen ihnen steht, fragt, benommen, verwirrt, nach dem Grund. „Krieg ward — uns allen!“ Die Stimme des Ritters kommt wie tief aus der Erde. Da ist Enzios helle Frage, wach, eifrig: „Krieg? Wider die Dänen?“ — „Schlimmerer Feind als der Däne!“ Die Stirn des Sechzehnjährigen faltet sich in Staunen: „Der Mongole, der durch Rußland schwärmt?“ — „Schlimmerer Feind!“ — Langsam, als hinge die Erde an seinem Schritt, wendet sich der Ritter dem Knaben Enzo zu, spricht kurz, alles, was nötig ist. Die Frau wendet keinen Blick von dem Knaben, gewahrt seinen gespannten Eifer zuerst, dann — jäh — den wachsenden Ernst in den Augen, den Mund, der sich — zum erstenmal so — schmal und voll gnadenlosen Willens schließt, die Bewegung, mit der er die Knabenwehr, Pfeil und Bogen, ruhig, doch wie Gleichgültiges von sich legt und plötzlich weiß sie, daß alles anders geworden, als es im blühenden Morgen war, daß jenes Lied vom Erlenbruch nun nie mehr klingen wird, daß der Knabe Enzo fortwandert in den steigenden Tag. Der da vor ihr steht, ist nicht mehr ihr Knabe, der um Wolken und Sterne geträumt, ist Härte, Wille, unbeirrbare Sicherheit seiner Väter. Gedehnt, nachdenklich kommt es aus ihm: „So also ist das.“ Die Stimme ist ganz verändert, so wie einst im verwehten Frühling jene andere Stimme, die längst zum Donner der Welt ward. Und dann noch einmal, ohne Flattern und Zweifel: „Wann reiten wir zum Kaiser, Ohm?“ — Wilde Träne bricht aus dem Herzen der Frau. Es ist nicht armseliger Schmerz des Verlierens, es ist jäh Wissen des Herzens um das ewige Blut und sein eingeborenes Schicksal. Enzo, bestürzt von ihrem Verströmen, wieder ganz überwallende Hingabe an die weise, hohe, über alles glütige Mutter, sucht Worte, Unerklärbares zu erklären. Die Frau hört nicht der Worte Sinn, nur die Stimme, unausdenkbar fern wie die Sage. Plötzlich ist Klarheit da. Die Stimme wächst wie aus den Tiefen der Welt, steht über ihr, klingend

und hoch: „Hörst du mich, Mutter? Es geht um das Licht der Welt, um die Sonne am Mittag und die Quellen im Grund, um alles, was Leben ist, auch um das Lied am Erlenbruch. Denn zwänge uns die Nacht der Pfieser, nie mehr spürten wir Lenzhauch und Sturm, Sternenschein und Tag...“

Die Frau hebt das tränenfeuchte Antlitz, es ist still und fremd, Enzo erschrickt, faßt nach dem Herzen, denn er sieht das Antlitz der Mutter so zum erstenmal. Da schlägt ihre Stimme an sein Herz wie eine Glocke: „Aber das Lied, Knabe Enzo, dein großes herrliches Lied? In Not und Nacht des Krieges wird es nie mehr gesungen sein!“ Keine Wirrnis ist mehr in dem Erwachten: „Auch der heilige Krieg für das Reich ist ein Lied, das gesungen sein muß! Einmal werd' ich auch wiederkommen, einmal vielleicht das Lied singen, das noch im Herzen schläft. Und soll ich's nicht mehr, was liegt daran? In den Bäumen und Gründen rauscht es dennoch, singen werden es Sonne und Winde, Wolken und Flut — wie eh und je — —“

Langsam, als stünde das Schicksal auf aus den Gründen des Herzens, erhebt sich die Frau, steht hoch, unbewegt im sinkenden Licht. Jeden Wunsches, törichten Gebetes par steht die Seele in der Einsamkeit der ewigen Dinge. Da ist noch einmal die Stimme des Sohnes, heiß, in verhaltener Wildheit: „Mit dem Kaiser muß ich reiten und wär's als sein letzter Knecht!“ — Um das Haupt der Frau geistert Wesen des ewig Wunderbaren. Weg und Ziel hebt sich klar aus dem Licht des Abends. Die Welt ist in Not, der eine unbegreifbar Große, der retten kann, ruft das Reich, sein ewiges Reich der Geister. Hier ist der Sohn, wach und bereit. Opfer heißt die Stunde. Wieviel tausendmal haben Mütter gelitten, den Sohn gegeben an die Not der Welt, stumm, ohne Anklage, wie die Erde die Frucht? Königinnen und Namenlose, alle, alle.

Wie sie die Hände auf die Schultern des Sohnes legt, dessen blonder Scheitel gesenkt vor ihr schimmernd, ist ihr, als wäre der Raum endlos geweitet bis an den Rand des Himmels und alle Mütter seit Anbeginn der Welt, die ihre Söhne gegeben, zu schützen heiliges Land, heiliges Licht, stünden neben ihr, alle Mütter auch, die in dieser Stunde mit zerissenem Herzen den Sohn ziehen lassen in Not und Krieg. Und ihre Stimme klingt

über den Knaben hin in letztem Wissen und Liebe sonder Maßen: „Nicht sein letzter Knecht — — Knabe Enzio — — du bist — — sein Sohn!“ Wie Sturm bricht es in ihn. Er stürzt der Mutter zu Füßen, preßt die hämmernde Stirn in die kühle Schale ihrer Hände: „Mutter, Mutter! Dank für den Tag, für das Glück, für des Lied, das ewige Blut!“

Später wuchert der Ritter zwischen seinen Mannen. Wie Quaderstein stürzt sein Wort in sie: „Größer als Himmel und Erde ist der Mensch in seiner Pflicht.“

In der Nacht steht die Fraue unter wandernden Sternen. Ausgelöscht ist der Mensch im strömenden Meer der Welt. Kein

Ich heischt mehr Glück, letzter Schmerz sinkt fern verklingend in die Gründe der Seele. Nur der Wind ist noch da und der Wald auf den Bergen und das Lied, das Lied, das der Knabe Enzio nun nie mehr singt. Glück und Weh der Erde wird auf dich gehäuft sein, Knabe Enzio, Glanz früher Siege, Jubel der Treuen, einer Krone Gold und Frauenlieb', Not und Kampf alle Tage, graues Erlöschen einmal in endloser Kerkernacht. Glück, kurz wie ein Sommertag, Weh, groß wie die Erde. Zur Neige gehen beide. Aber dein Lied, Knabe Enzio, das du nie mehr singst, wird in Wald und Flut rauschen und rauschen bis in der Erde letzten Tag.



Bauernhof

W. Diernhöfer

Schrecklich

Vom Himmel fiel ein Regentropf
und einem Manne auf den Kopf,
der dessentwegen so erschrak,
daß er alsbald im Bette lag.

Er krankte an Gedankenschwind.
Ein Arzt jedoch macht ihn gesund.
Drauf schickte der Gedankenblasse
die Rechnung an die Krankenkasse.

Die Krankenkasse ihrerseits
orfuhr von diesem Fall bereits.
Bemerkend, daß in dieser Sache
man erst den Täter haltbar mache,

lehne sie die Zahlung ab. —
Der arme Mann setzt sich in Trab
und sucht nun den auf seinen Kopf
gefallnen bösen Wassertropf.

Ob er denselben endlich fand,
ob der zur Zahlung sich ermannt,
blieb dieserortes unbekannt.

Ernst Hüttig

Wünsche

Ein Bild aus Münchens Biedermeiertagen

Von Jo Pfrang

Der Hofmaler Josef Stieler saß vor der Staffellei. Unbewußt, im wechselvollen Hin und Zurück der prüfenden Blicke, lösten sich von den Lippen des Künstlers halblaute Melodien, brachen plötzlich ab, um in jugenhaftem Pfeifen neu zu erstehen. Später Nachmittag lag im Raum, seine Stunde, seine beste Arbeitszeit, die alle Kraft in ihm zusammenraffte, daß im versinkenden Glühen des Tages Hand und Pinsel kaum dem Wirbel der Eingebungen folgen konnten. Kostliche Minuten, wenn er seine großen Gegner — Farbe und Leben — fast spielend bezwang, ihre letzten Geheimnisse enthüllte und kühn in ihre Tiefen drang. Heute war es anders. Nichts verspürte er von dem lösenden Entgelten in die Welt der Kunst, irdisch, allzu irdisch warben und bettelten seine Augen um das Modell. Befehl und huldvoller Auftrag König Ludwigs I. von Bayern, die Demoiselle Helene Sedlmayrin für die berühmte Schönheitsgalerie zu malen. Ein schüchtern unterdrücktes Gähnen kam vom Modellsitz her, auf welchem die Demoiselle gehorsam in der gewünschten Pose verharrte. Stieler mußte von innen lächeln. Wie lieblich war dieses verschüchterte Kind, das die leidenschaftliche Schönheitsverehrung seines Herrschers in die Reihen der Erzherrzoginnen, der Wittelsbacher Prinzessinnen, der adeligen Fräulein und der stolzen Bürgermädchen hob.

Gab es überhaupt einen zeitgenössischen Maler, der so glückbegünstigt war, wie er? Ein König, mit einem ewig jungen Herzen, wählte aus den Schönsten seiner weiblichen Untertanen einen Kranz erlesener Blüten. Unsterblichkeit zu schenken, der Schönheit in der Kunst zu dienen, war seine Aufgabe!

Warum lag ihm dann heute der Pinsel wie festgebant im Griff der Rechten, wo der Lieblichsten eine aus diesem Blumenwunder ihre großen dunklen Kinderaugen staunend in die vielfältige Wesenheit einer neuen Welt tauchen ließ? Seiner Welt! Nur schade... immer glühten diese Augen geflüstert an ihm vorbei, wichen aus, wenn er sie sanft in die Kraft seines Blickes zwingen wollte.

Eine Frage löste sich los:

„Langwarte sich die Demoiselle vielleicht?“

Als Antwort nur ein kleiner Seufzer, der die jungen ersprießenden Formen leise hob und ein rasches Berghen der strahlenden Augensterne hinter dunkelbewimperte Lider.

„Demoselle Sedlmayrin...?“

Unter den heißen stummen Fragen farbte das köstlich schnelle Blut die runden Wangen und das feingeschwungene Näschchen bis in die schmalen Nüstern, verschämt flüchtete sich die verarbeiteten Hände unter die schillernde Pracht der steifen Seidenschürze.

Stieler begriff. Ein Wendepunkt war dieses einfache Auracher Madel in seinem Leben.

Fast erstarrt war sein Herz unter dem Übermaß an Schönheit, da sich die vielen weißen Schultern geschmeidig ihm zugehoben hatten. War nicht Bitterkeit in ihm aufgequollen, fast Ekel, über dieses Paradiere königlich anerkannter Vollendung?

Hier saß nun plötzlich wie ein beseligendes Wunder dieses Gottesgeschöpf, das seinen Weg glücklich gekreuzt, das mit seiner Unschuld neue Quellen des Lebens und der Kunst ihm erschloß. Wenige Wochen zuvor noch hatte sie dem Kaufmann Auracher in der Dienegaß als Magd gegoffen, die Waren ausgetragen, die Eichendielen weiß geschuert, dienstfertig und flink, dabei scheu, wie ein junges Rehlein. Nun saß sie angetan mit der reichen Münchner Bürgerinnenracht, die buntglitzernde Riegelhaube wie ein Krönchen auf dem schwarzen Seidenhaar. War er verzaubert von diesem seinem schönsten Modell, behext, daß er seinen königlichen Befehl vergaß?

Zuversicht brannte plötzlich in ihm auf, fegte durch seine Pulse, einschürzte ihm die Kehle, wie von hartem Druck befreit.

„Wenn die Demoiselle wollten, dann...“

„Sind Euer Gnaden am End' scho' fertig mit'n Malen?“

„Malen!... Malen!... gab es denn ein Rot auf seiner Palette für dieses Lippenpaar, diese Rosenknospen mit ihrem lockenden Reiz von zartesten und härtesten Farbtönen, von schmelzender Weichheit und herber verschlossener Süße? Malen!... erleben müßte man diesen Mund!“

Tritte kamen von der Treppe, bekannte elegante Tritte. Im Türrahmen stand der König. Ein kurzer Wink von ihm versicherte jede Störung, eine leise Geste gebot unveränderte Weiterarbeit.

Tief neigte sich der dunkle Kopf des Künstlers, tief wie in Abwehr unter plötzlich hereinbrechender Last. Knirschend zerbröckelte ein Stückchen Kohle in seinen Händen. Herrgott, jetzt, in diese Stunde hat der König kommen müssen! Was wollte er... keine Störung verursachen... ha... unveränderte Weiterarbeit! In aufmerksamer Haltung saß der König hinter Stieler. Schweigen. — Nur manchmal, wenn sich der Künstler prüfend von der Leinwand entwarf, kam es zögernd, fast beglückend von des Königs Lippen: „Ja... das geht...“ oder: „Dieser Schatten hier... meint ihr nicht lieber so... nicht?“

„O... Meister... noch mehr Ruhe im Ausdruck! Findet Ihr nicht, Stieler, daß es in den Augen liegt... oder hier in den Wangen, halt, Stieler, ich hab's... der Mund ist es... dieser schöne träumende Mund... Ihr müßt das noch finden!“

Stieler unterdrückte schmerzlich lächelnd ein kleines liebes Wort, das seit Stunden in seinen Sinnen schwang: „Lener!“

Merkwürdig, auch der König spielte lautos mit diesem Namen, nur war für ihn dieses süße Kind auf dem Modellsitz, das in ängstlicher Bedrücktheit in all der stummen Verwirrung saß, kein „Lener!“, sondern eine „Helena“ und bewußt verlegte er den Ton auf die erste Silbe dieses Namens.

Man mußte so kunstsinning wie dieser König sein, um eine kühngeschwungene Brücke zu bauen, auf der sich die schwerstrittene schönste Frau der alten Welt mit der Trostberger Schuhmacherstochter zu einem Zauberbild reichster Phantasie vereinigte. Ein Werk sah dieser König erstehen, ein Bild von unerhörter Genialität — dieses kindhafte Weib in letzter Gelöstheit — der junge, von allen Göttern bekränzte Leib unverhüllt — ein rätselhaftes Gemisch ergreifender Anmut und kühn triumphierender Schönheit! Welch weiter Weg für die kleine Helene Sedlmayrin... und wer wird sie den wohl führen?

Der gottbegnadete Künstler — oder der König von Gottes Gnaden?

Schmal und dunkelgolden, fast wie ein rotes breites Band, flossen letzte Sonnenstrahlen quom Fenster her in den weiten Raum. Spielten in flirrenden Kreisen um das Modell und trugen die sehrenden Wünsche aus der Verborgenheit in das Wissen des jungen Weibes.

Sie lächelte. Ein jähes Hoffen riß sich in ihr los, gewann Leben im Erfühlen des günstigen Augenblicks. Zögernd brachen ihre Worte in die Stille:

„Majestät... |... | hätt was aufn Herzen!... | bittschön, Majestät... an Wunsch!“

Weit beugte sich der König über die Lehne seines Armsessels, daß die scharfe Linie seines Profils in das letzte Leuchten tauchte. Gewährung verließen seine lebenssprühenden Augen, Gewährung und Freude.

„Einen Wunsch hast du, kleine Helena, wie scharmt, hört Ihr, Stieler, einen Wunsch hat die kleine Demoiselle... so sag ihn doch deinem König, mein liebes Kind!“

Die Sedlmayrin fühlte ihr Herz in den Schläfen pochen, so viel königliche Güte benahm ihr den Atem, trotzdem, sie war ein tapferes Mädchel und der Einsatz schien ihr hoch genug.

„Majestät... weil... nämli!... der Schorschi und |... mir tan ergeben bitten... |... | do heißt, der Schorschi und |... mir möchten heiraten!“

„Heiraten!“

In der zitternden Kühnheit der Bitte war das Wort zum Schrei geworden, der hörbar in den Herzen nachschwang.

„Heiraten?“ Des Malers Gesicht würde plötzlich fahl... die späte Sonne war versunken.

„Stieler!“ Die Hand des Königs lag gültig auf seiner Schulter, „Stieler, jetzt nur Künstler sein, nur diese große Gottesgabe sprechen lassen... schnell... seht Euch die Demoiselle an, trinkt dieses Bild mit Euren Augen, Maler, und schenkt es der Nachwelt... es muß vollendet sein, bevor die Dämmerung einbricht!“ Und wie der große Künstler den Befehl seines Königs vollzog, klang es leise an sein Ohr:

„Seht, Stieler, nun braucht Ihr den Mund der Demoiselle nicht mehr zu suchen, wenn es Euch tröstet, will ich sagen: Wir waren beide nicht dazu bestimmt!“

Der große Kunstverehrer und König gebot seiner Untertanin, der Demoiselle Helene Sedlmayrin, den „Schorschi“ in Audienz zu schicken, denn er nahm die Wünsche seiner Landeskinder ernst!



Blick vom Burgaufgang

F. Gartz

DER SONNENGUCKER

Von Karl G. Gössle

Dieser Tage kam mir einer jener kleinen Schulkalender in die Finger, wie ich sie als siebenjähriger Erdenbürger im Gebrauch hatte. Bei meinem Vater war mir damals aufgefallen, daß er täglich Notizen und Eintragungen geschäftlicher Art in seinen Kalenderblock machte. Als Sohn meines Vaters war ich seinem guten Beispiel gefolgt und hatte außer den Schulaufgaben Freud und Leid meines Buben-Daseins in Stichworten und in geheimen, nur mir verständlichen Chiffres in diesem Schulkalender aufgezeichnet. Wehmütig blätterte ich in dem Büchlein, das mich an Zeiten erinnerte, die unwiederbringlich vergangen waren, wie auch ich einmal vergehen würde. Eine Eintragung machte eine Begebenheit in mir lebendig, die so eigenartig und lustig ist, daß ich sie hier erzählen will. Diese Eintragung stand, geschrieben in großen, ungelenten Buchstaben, allein auf einer Seite und lautete: „Sonnengucker“. Dahinter prangten mystisch drei Kreuze.

Mit diesen drei Kreuzen hatte es eine Bewandnis, die zu er-

klären ich mich schämen müßte, wenn sich nicht inzwischen die Zeiten und mit ihr gewisse Anschauungen geändert hätten. Die Kreuze erinnerten mich an schwache Stunden. Ein Kreuz machte ich damals in meinen Kalender, wenn ich in der Schule für irgendwelche absichtlich oder unabsichtlich begangene Dummheit eine Ohrfeige erhielt. Zwei Kreuze bedeuteten, daß meine Ohren verschont blieben zugunsten oder zu Ungunsten meiner inneren Handfläche, welche die Ehre hatte, mit einem gewissen gefürchteten Rohrstock in Berührung zu kommen, dessen Ruheplatz in der Rinne von der Wandtafel war. Und zu drei Kreuzen schwang ich mich auf, wenn sich der hochwohllobliche Lehrkörper veranlaßt sah, jegliche vornehme Reserve aufzugeben und sich hemmungslos der Ertüchtigung meiner rankenden Jugend zu widmen. Zu meiner Entschuldigung — und zu der des Lehrkörpers — sei betont, daß ich nur selten in die unangenehme Lage kam, zwei oder gar drei Kreuze machen zu müssen. Sogar ereignete sich nur bei ganz außerordentlichen Angelegenheiten.

Am häufigsten passierte ein Kreuz. Meine Ohrläppchen blühten dann auch fast täglich wie die Feuerlilien.

Trotz aller schwachen Stunden und Kreuze im Kalender kann ich auf meine Jugend zurückblicken wie auf eine glückliche Insel im grauen Ozean Zeit. Unvergänglich ist mir mein Elternhaus, das weit draußen vor der Stadt inmitten eines großen Gartens auf einem Hügel lag, von dem aus man eine liebliche schwäbische Landschaft überblicken konnte, bis sich ihre weichen Linien im zarten Dunst der Ferne verloren. Eine herrliche Wiese mit Hahnenfuß, Wiesenschamkraut und Rispengräsern, auf der ich mich sommernachmittags alte und die gläsernen Luftschlöcher meiner Knabenträume in den blauen Himmel hineinbaute, besaß die Macht, sich ebenfalls unauslöschlich in mein Gedächtnis einzuprägen. Und ich wäre versucht zu glauben, daß damals die Sonne ein helleres Licht als heute ausstrahlte, wenn ich nicht wüßte, daß es die Sorglosigkeit der Kindheit war, die meine Tage vergoldete. Nur aus meinem damaligen Verhältnis zum Paradies meiner Jugend dürfte verständlich werden, was sich im Folgenden ereignet hat.

Mein Weg zur Schule war eine halbe Stunde lang und führte geradlinig von Osten nach Westen, so daß ich die Sonne im Rücken hatte, wenn ich ihn des Morgens — meist nicht übertrieben eifrig — trottete. Darauf achtete ich lange Zeit nicht. Häufig lernte ich während dieser Frühgänge zur Schule noch rasch ein Gedicht auswendig oder ein paar knifflige Multiplikationen aus dem Einmaleins, wovor ich mich bis zum letzten Augenblick gedrückt hatte. Oder ich legte den Weg zurück in Gesellschaft von Nachbarskindern, mit denen ich Briefmarken tauschte, Taschenuhren zerlegte oder gar mich prügelte. Einmal jedoch fiel mir die Tatsache der Sonne im Rücken auf, was mich irgendwie kränkte und sich in meine bis dahin von keinem Problem beschwerte Knabenseele senkte wie eine antwortstehende Fragestellung ins Gehirn eines leidenschaftlichen Philosophen. Die natürliche Folge der Entdeckung, daß ich auf dem Schulweg des Morgens die aufgehende Sonne im Rücken hatte, war, daß ich ernsthaft darüber nachdachte, wie sich dieser Ubelstand — denn nur als einen solchen konnte ich damals die Sonne im Rücken empfinden — vermeiden ließe. Und siehe da, schon nach wenigen Minuten hatte ich eine Lösung gefunden. Es war die einzige, die es gab, und sie war auf mich niedergefallen wie Himmelstau oder wie eine kopernikanische Begnadigung: Wenn sich die Sonne nicht um die Erde drehte, dann mußte sich die Erde um die Sonne drehen. Und wenn ich die Sonne im Rücken hatte, dann mußte ich rückwärts gehen, wenn ich sie des Morgens von Angesicht zu Angesicht auf dem Weg zur Schule sehen wollte. War diese Lösung nicht so einfach, wie die Geschichte vom Ei des Kolumbus?

Sofort begann ich meine Intuition in die Wirklichkeit umzusetzen. Ich drehte mich einmal halb um die eigene Achse und begann rückwärts zu gehen, das Gesicht der Sonne zugekehrt. Zuerst ging es schleppend und langsam, wie ich so ungewohnt Fuß hinter Fuß setzte. Auch ereignete es sich, daß ich etliche Male



O. Malur

in den Straßengraben kollerte, weil man bekanntlich hinten keine Augen hat. Doch dann bekam ich Übung in der Sache und mein Tempo beschleunigte sich. Die verwunderten Blicke der Vorübergehenden ertrug ich mit stoischem Gleichmut. Auch steckte ich manche spöttische Bemerkung mit Heroismus ein. Ohne eine klare Vorstellung davon zu haben, hatte ich das Gefühl, ein gutes Werk zu tun. Irgendwie war mir, als ob ich durch mein Rückwärtsgehen der Sonne eine Huldigung darbrächte. Vielleicht sprach das Blut meiner Vorfahren aus mir, die — wer mag es wissen — die Sonne als Gottheit angebetet hatten. Würde die Sonne nicht zu allen Zeiten und bei fast allen Völkern als Lebenserweckerin und als Lebenshalterin verehrt? An all das dachte ich natürlich als siebenjähriger Junge während meines Krebsganges nicht. Und nur dumpf empfand etwas davon meine Seele an jenem Morgen.

Die Kleider etwas ramponiert, aber trotzdem guter Laune und mich an meinem guten Einfall freudig, kam ich dann schließlich auch vor jenen großen Gebäuden an, wo mir damals die Kunst der Rechtschreibung und die Wunder der Addition und Subtraktion vermittelt wurden. Nur mußte ich zu meinem nicht geringen Schrecken feststellen, daß ich mich um mehr als eine Viertelstunde verspätet hatte. Heute wundere ich mich, daß es nur eine Viertelstunde war. Man denke, ich legte den Schulweg, zu dem ich üblicherweise eine halbe Stunde brauchte, rückwärtsgehend in nur drei Viertelstunden zurück. Doch dafür hatte mein Lehrer kein übertriebenes Verständnis. Es war ein alter Präzeptor namens Heinrich Sätzler, mit dem sich ganz gut leben ließ, wenn man seine Aufgaben gut gelernt hatte, der aber mit Möglichkeiten außerhalb des Lehrplans nicht viel anzufangen wußte.

Der Herr Präzeptor Sätzler fragte mich, woher ich „schon so früh“ komme. Ach, hätte ich doch gelogen, daß ich zu spät aufgestanden wäre, ich glaube, mir wäre vieles erspart geblieben. Aber ich stammelte statt dessen in meiner Herzensschuld, daß ich rückwärts gegangen sei. Warum ich das getan hätte, examinierte er verwundert weiter. „Um in die Sonne zu gucken“, brachte ich harmlos und ohne Falsch hervor.

Lange konnte der Herr Präzeptor keine Worte finden. Er wußte offenbar nicht, ob er das, was ich ihm gesagt hatte, ernst nehmen sollte, oder nicht. Schier endlos erschien mir die Zeit, die ich vor ihm stand, beladen mit einer Schuld, deren Vorhandensein ich spürte, die ich aber nicht hätte benennen können. Da brachen meine Klassenkameraden, einer nach dem andern, in ein wieherndes Lachen aus. Aus Dummheit und aus Verlegenheit lachte ich mit. Dieses Lachen von mir war gleichsam das Züngeln an der Waage der Gerechtigkeit im Kopfe des Herrn Präzeptors Sätzler, das zu meinen Ungunsten ausschlug. Er mußte wohl gedacht haben, daß ich mich über ihn lustig machen wollte. Denn nun folgten die drei schlimmsten Kreuze meiner Schulzeit.

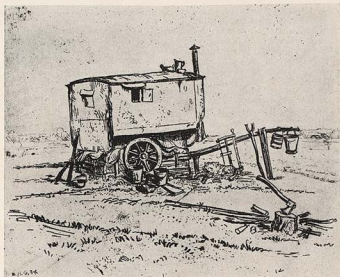
Diese kleine Geschichte, die ich leider nur allzu drastisch am eigenen Leib erleben mußte, wurde in meinem schwäbischen Heimatstädtchen allgemein bekannt. Und ihretwegen nannte man mich dort noch jahrelang den „Sonnengucker!“



O. Malur

Zigeunerwagen

H. Gschwind



Jolanthens

STADTVERWEISUNG

Quartalsversammlung der Bäckerinnung einer sächsischen Stadt um Michaelis 1518. Vollzählig sind die Meister erschienen, aber mit verbissenen Mienen; denn mählich ist durchgesickert, welchen Schlag der Rat gegen seine Bäcker führen will. Nickel Reinolt, der Obermeister, eröffnet die Sitzung, bietet dem ehrsam Handwerke seinen Gruß und verliest hierauf folgenden Ratsbeschluss:

„Ist beschlossen, daß der Rat nit gedanke, den Bäckern länger zu vergönnen, ihre Schweine in der Stadt zu mästen, sondern sollen trachten, die Ställe vor die Stadt hinauszumachen, ein jeder nach seiner Gelegenheit, so beste er mag.“

Ein ungeheurer Lärm erhebt sich. Jeder macht seinem verhaltenen Ärger Luft: Warum sollen nur die Bäcker ihre Schweine aus der Stadt tun? Ewa daß das fahrende Gesindel nächlich Schlachtfest halten möchte? Und welcher Bäcker hat eine Scheune vor den Toren? Ist den achtbaren Herren nicht recht, daß Backofen und Schweinestall unter einem Dache sind? Man soll die wohlweisen Herren zum Rathausfenster hinauswerfen! Und was hat unser Mitmeister Mathias Trunkel, der Ratsherr, dazu gesagt?

Dieser erhebt sich und antwortet mit ruhiger Stimme: „Hab mein Bedenken dargetan; man hat aber nicht viel auf mich gehört! Ich habe euch noch einen weiteren Ratsbeschluss zu vermeiden:

„Den Meistern des Bäckerhandwerks ist zu sagen, daß sie zwischen heute und Walpurgis des kommenden Jahres schirsten ihre Schweineställe vor die Stadt hinausbauen. Wer in seiner Scheune zu bauen hätte, dem wolle es der Rat nachlassen; wer aber nicht zu bauen hätte, denen wolle der Rat gemeine Ställe bauen lassen und einen ziemlichen Zins davon nehmen; auch einen Flurschütz zur Wache bestellen.“

Wieder Drohen und Lärmen. Der Obermeister aber läßt seine Mitmeister austoben, denn er weiß, daß das Braunbier allmählich die losen Zungen lähmen wird. Als er nach geräumter Zeit zur Rede anhebt, unterbricht ihn nur noch gelegentliches Murren:

„Mitmeister! Euer Dräuen schafft nichts Gutes! Ihr müßt euch fügen. Bringt — nach des Rats Gebot — eure Schweine aus der Stadt. Ihr habt reichlich ein halbes Jahr Zeit dazu. Wer keine Scheune vor den Toren hat, mag sich melden, damit ich's einem ehrbaren Räte anzeige.“

Zwei Meister melden sich. Es sind die jüngsten. Vor einem Jahre erst hat ihnen der Rat gestattet, in einem Miethause ihre Backöfen aufzurichten.

Als die Zirkler die neunte Stunde ausrufen, bricht die Versammlung auf. Die Meister treten auf die finstere Gasse hinaus. Laternenlichter blinken ihnen entgegen. Die Meisterinnen harren,

um ihren verärgerten und schwankenden Ehwirten heimzuleuchten.

Ein Märzttag des folgenden Jahres. Über den Marktplatz schreitet der Gerichtsknecht. Ihm folgen die Bäckermeister Jobst Brehme und Caspar Lochner. Bald stehen die drei im Amtszimmer des Stadtvogtes. Dieser heißt den Stadtknecht abtreten.

„Es ist bekannt geworden“ — so beginnt der Vogt — „daß ihr wider des Rats Gebot Jungschweine aufgelegt habt und sie im Hause haltet. Ist das der Dank, daß euch der Rat vor Jahresfrist zum Bürger aufgenommen und gestattet hat, daß ihr euch eure Backöfen aufrechtet? Noch heute dieses Tages schafft ihr eure Schweine vor die Tore, alwo der Rat gemeine Ställe hat errichten lassen!“

„Wir gedanken mitnichten, dies zu tun“, antworteten die Meister. „Im Hause sind uns die Schweine sicherer. Wir sind Anfänger und dürfen keine Einbuße erleiden.“

Der Vogt ist über diese freie Rede erstaunt. Nach kurzem Nachdenken antwortet er: „Alsdand nehme ich eure Schweine zu unseren Händen und euch Trostköpfe lasse ich in den weißen Turm legen, bis ihr anderen Sinnes werdet.“

Die Meister murren. Gleich darauf werden sie von Gerichtsknechten abgeführt.

Eines Morgens kurz danach ist der weiße Turm leer. Die Tür sperrt weit auf. Die Gefangenen sind entwichen. Auch Merten, der Torwart, fehlt. Sicher hat er mit Reißaus genommen; denn kürzlich erst mußte ihn der Rat durch den Henker mit Ruten streichen lassen, „dieweil er eine Dirne eine Nacht über bei sich im Turme gehabt und mit ihr Unzucht getrieben!“

Und noch eine Hiobsbotschaft läuft ein. Eine der Scheunen vor dem Frauentore steht auf. Neben dem Eingange liegt Michel Hut, der Flurschütz, einen Knabel im Munde und mit Händen und Füßen an seinen Spieß gebunden. Aus der Tenne aber rinnt das Blut. Gedärm liegt herum. Die Schweineställe sind leer.

Die Bäckermeister eilen herbei, beklagen ihren Verlust und murren wider den Rat.

Selt diesem Nachtschlachtfeste werden die Schweine wieder in der Stadt gehalten und gemästet. „Damit aber die Bäcker — der Schweine halber — eine Ergötzung erlangen möchten“, ruft der Rat den freien Brotmark ab. Auswärtige Bäcker dürfen auf ein Jahr nicht mehr hereinkommen und billigeres Brot vertreiben.

Eine Woche später ist in einem Nachbarorte Jahrmart. Auch hiesige Handwerker fahren hinüber und bauen ihre Stände. Als sie wieder heimkehren, können sie nicht genug erzählen und rühmen, wieviel Schweinefleisch auf dem dortigen Markte gebraten und verzehrt worden sei. Die Zuhörer schmecken den saftigen Braten nach. Nur den Bäckern steigt es bitter die Kehle herauf. —ig.

Liebe geht eigene Wege!

Eine Kurzgeschichte von Fritz Weber

Puccini „Madame Butterfly“ wurde gegeben. Die Ränge und Parkettplätze in der Oper waren bis auf den letzten Platz besetzt. Soeben hatte sich der Vorhang nach dem letzten Akt gesenkt. Sekundenlang herrschte Stille im Theater; dann brach ein Sturm der Begeisterung los. Immer wieder wurde die Darstellerin der Butterfly auf die Bühne gerufen.

Längst hatten die ersten Besucher die Oper verlassen und noch immer stand Manfred, ein junger kaufmännischer Angestellter, neben der Tochter seines Wohnungsnachbarn Höppner, die sich im Beifall für die Sängerin nicht genug tun konnte.

Sie kannten sich schon lange und jeden Morgen erwartete er sie klopfenden Herzens, um sie auf dem Weg ins Geschäft zu begleiten. In seiner angeborenen Schüchternheit hatte er nie versucht, sich ihr zu nähern.

Da endlich brach sie das Schweigen, das zwischen ihr und Manfred geherrscht hatte.

„Herr Neumann! Wie glücklich war doch die Butterfly. Ein unaussprechlich großes Glück hat fast, hat ihr die Liebe gestötet“, sagte sie nicht ohne Betonung, einen Blick auf Manfred werfend, der schüchtern wie immer neben ihr stand.

Der Angeredete hatte sich der Sprecherin zugewandt und ein aufmunternder Blick aus ihren Augen schien ihm alles sagen zu wollen. Doch gegen seine Schüchternheit schien kein Kraut gewachsen zu sein.

„Fräulein Höppner! Wir werden die Letzten sein, die das Theater verlassen, bitte lassen Sie uns eilen“, wagte er schüchtern zu erinnern.

Wie ein kleines Kind ging er hinter ihr her zur Garderobe, und bald darauf standen sie vor dem Theater.

Sie zog den Mantel fester an sich. Die Nacht war kühl und eigentlich nicht so recht geeignet, die elterliche Wohnung zu Fuß zu erreichen. Sie hoffte auf diesem Wege endlich von ihm das erlösende Wort zu hören. Wiederholt schien ihr Begleiter zum Sprechen ansetzen zu wollen, aber bei seiner angeborenen Schüchternheit gelang es ihm nicht, das rechte Wort zu finden.

Schweigend gelangten sie bis an ihre gemeinsame Haustür, da sprach sie die Worte der Butterfly nach:

Türlicher Wahn ist es, daß Liebe uns töte...
Liebe ist Leben, macht uns
Jubeln vor unvergessener Wonne.

Inzwischen hatte Manfred die Haustür aufgeschlossen, das Licht im Flur eingeschaltet. Sie huschte an ihm vorbei, so dicht, daß sie ihn unbedingt berühren mußte. Wie ein elektrischer Strom schien diese Berührung durch seinen Körper zu gehen. Aber noch immer fand er keine Worte. Beide bestiegen den im Hause befindlichen Fahrstuhl. Kaum hatte der Fahrstuhl sich einige Meter erhoben, da erlosch plötzlich das Licht und der Fahrstuhl blieb stehen.

„Gott sei Dank!“ murmelte Manfred, so leise seine Worte seinen Lippen entflohen waren, hatte sie doch seine Worte vernommen. „Wieso, Gott sei Dank? Was wollen wir denn nun unternehmen? Ich kann doch nicht die ganze Nacht hier im Fahrstuhl bleiben?“ „Wir müssen eben warten, bis Hilfe kommt, oder ist es Ihnen unangenehm, hier mit mir im dunklen Fahrstuhl zu stecken?“ erwiderte er ein wenig keck.

„Bedienen Sie bitte die Alarmvorrichtung!“ „Auch das wird nicht gehen, und im übrigen wird es die Einwohner aus ihrem Schlaf, den sie unbedingt brauchen, reißen.“ Plötzlich schien er Mut gefaßt zu haben, aber so leicht wie er sich das wünschte, gingen ihm die Worte noch immer nicht von den Lippen.

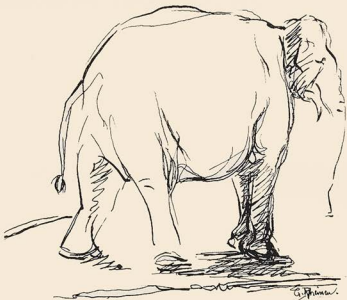
Endlich entragen sich ihm die Worte: „Ingel! Ich habe dich lieb, willst du meine kleine süße Frau werden?“

Da vernahm er die Worte: „Das hat aber lange gedauert, bis du dich zu dieser Frage entschlossen hast. Hast du nie bemerkt, daß ich dich vom ersten Augenblick an sehr lieb hatte?“

Zärtlich nahm er sie in seine Arme; und als er nach einiger Zeit fragte, ob er nun die Alarmglocke in Bewegung setzen sollte, meinte Inge, das habe ja noch etwas Zeit.

„Im Übrigen, hier hast du die Sicherung, die ich vorher entfernt hatte, denn ich konnte unmöglich wissen, ob der Fahrstuhl stehen bleiben würde!“

Es dauerte noch eine ganze Weile, bis die beiden Glücklichen vor ihrer Wohnungstür anlangten.



G. Rheinert

DER PAPAGEI

Nach dem Italienischen von Irmela Linberg

Kannt ihr die Geschichte vom Papagei des Dr. Strozzi? — Nein? — Also der Rechtsanwalt Dr. Strozzi besaß einen schönen, bunten Papagei, der seit vielen Jahren in einem vergoldeten Käfig bei ihm hauste und an allen Sitzungen, Beratungen, Enthüllungen und Verschwürungen teilnahm, wie sie eben tagtäglich hinter den Türen eines Rechtsanwalts-Sprechzimmers stattzufinden pflegten. Der Papagei war stets mit großer Aufmerksamkeit bei der Sache und so konnte es niemand erstaunen, daß er alsbald einen Teil der häufiger wiederkehrenden Redewendungen sich zu eigen machte und „Guten Tag“, „Zahlungsbehehl“, „Leben Sie wohl!“, „Ehebruch“, „Meine Gebühren“ und „Auf Wiedersehen“ sagte. Da er nun bemerkte hatte, daß, sobald ein Besucher den Raum betretend seinen Hut zog, der Rechtsanwalt dieses stets mit den Worten „Was wünschen Sie, mein Herr?“ empfing, war auch diese Frage dem gescheiten Vogel bald geläufig, und er brachte sie immer vor, sobald er nur jemand den Hut lüften sah. Eines Tages war während der Mittagspause, die der Anwalt in einem benachbarten Gasthaus zubringen pflegte, die Tür des Käfigs versehentlich offen geblieben. Weiche Maienluft, Gerüche sprießenden Blattwerks, Sonnenstrahlen strömten zum Fenster herein. Dem Papagei wurde es wunderbar sehnsuchtsvoll zu Mute. Er flatterte auf das Fensterims und blickte hinab. Ah — welche Pracht! Ein Platz voll gründerer Bäume, darüber der leuchtende Himmel. Unten ein Gewimmel von Menschen, Fuhrwerken, ausgelassenen Hündchen... Ihm wurde es ganz schwindlig bei all dem niegeschauten Trubel. Mit hervortretenden Augen starrte er in das bunte Frühlingsstreifen unter sich. Als sein Besitzer zurückkommend die Tür öffnete, fegte der hierdurch entstehende scharfe Luftzug den Vogel von der Schräge des Simses herab; angstvoll und unbeholfen mit den des Flie-

gens ungewohnten Schwingen schlagend, sank er, tiefer und tiefer, bis er in der Krone eines blühenden Maronenbaumes landete.

Eine Horde von Schuljungen, die seinen Sturz beobachtet hatte, begann unverzüglich das verängstigte, atemlose Geschöpf mit emporgeschleuderten Steinen und Holzstücken zu bedrohen, zu scheuchen, zu jagen. Mühsam schwang der Papagei sich von Baum zu Baum, verfolgt von der krausenden Schar seiner Hetzer. Endlich wurden diese des vergeblichen Treibens überdrüssig und er durfte ein wenig rasten.

Die Allee, die ihm Schutz gespendet hatte, führte weit aus der Stadt hinaus. Von Zweig zu Zweig hatte er sich gerettet, bis die Kastanienblumen in sanftes Buschwerk übergingen, das zu welligen Äckern hinführte. Hier war Frieden und Stille. Erlöst und beglückt schaukelte der Papagei sich auf einem schwanken Ast und begann mit dem Schnabel sein verwirrt Gefieder zu ordnen.

Unweit pflügte ein Bauer sein Feld. Dessen geschärftem Auge entging der wunderliche fremde Gast nicht.

„Welch ein Vogel!“, dachte er, „keine Krähe, keine Elster, auch keine Dohle —“, und er ließ sein Ackergerät stehen und schlich sich behutsam heran. Der Papagei, der keine Menschenfurcht kannte, blieb ruhig sitzen und sah dem Ankömmling fragend entgegen.

„Nein!“, dachte der Bauer, „die Sorte kennst du nicht! Scheint ganz was Rares zu sein. Den möchtest du wohl haben! Ob der Fang gelingt —?“

Und er nahm den Hut vom Kopf, um ihn über den Papagei zu stülpen.

Dieser, der aufmerksam jede Bewegung des Nahenden beobachtet hatte, rief in demselben Augenblick: „Was wünschen Sie, mein Herr?“

Zu Tode erschrocken sank der wackere Landmann in die Knie, und die Hände flehend erhoben, stammelte er in heftigster Verwirrung: „Ach — entschuldigen Sie bitte — ich hatte Sie für einen Vogel gehalten...“

„Blumen auf Europas Zinnen, Wort und Bild“. Von Karl Förster u. Albert Steiner (St. Moritz). — Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich-Leipzig. 153 S.

Dieses Buch ersetzt beinahe eine Höhenwanderung im Engadin. Es führt nach St. Moritz, Maloja, ins einsame Fextal, über leuchtende Almwiesen und Grate ringsum, just zu der Zeit, wo dort der Frühling über die Berge schreitet. Ein Meister des Lichtbilds zeigt uns herrliche seltene Bergblumen an luftigen Standplätzen, nicht als trockenes botanisches Studien-Objekt unter der Lupe der Wissenschaft, sondern als Glied der Schöpfung, in ihrer Umwelt, in ihrem Verhältnis zur Pracht von Bergen, Schnee und Wolken. Was Segantini der Malerei des Engadins,

ist — seit etwa 5 Jahrzehnten — Albert Steiner in St. Moritz dem Lichtbild. Dieser schlichte Schweizer wartet noch heute, in der Zeit der Kleinkamera, mit 18x24-Platten auf irgendeinen Grat oder vor einer alten Zirbe tagelang, bis eine Wolke so steht, wie er sie in sein „Bild“ brauchen kann. Nun, da er „in die Bergblumen“ ging, dort wo hoch über dem Silser See noch wilde Feuer-Lilien glühen, da mußte es Besonderes werden.

Karl Förster schrieb zu den alten und neuen Steiner-Bildern voll Begeisterung, Blumenliebe und Sachkunde begleitende Worte. Die Bildvergabe ist ausnehmend gut, wenngleich — zumal in den Halbtonen, gegen Steiner-Originale selbstverständlich immerhin zurückstehend.

Alexander Dillmann

NSV-KINDERLAND VERSCHICKUNG

Leserfreund
Jugend
zu der im Laub



Spendet Freiplätze!

Klischees Werbung

für Reklamaprospekte
Blatt-Zeichnung
& Einzeichnungen

Münchener
Klischee-Anstalt

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Qualitätsdruck

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

HEINLOTH & Co KDT. GES.

MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERTISPR. 52547 **KLISCHEE**

Daunendecken *Werbung*

Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.

W. KAISER,
Münberg, Feilstr. 35

bringt *Arbeit*

Abonnieren Sie

die
Jugend —
es ist
billiger!



Aufgang

W. Diernhöfer

PAUL

KAUFT EINEN LIPPENSTIFT

Von Rolf G. Häebler

„Männer, sei doch so gut und bringe mir aus der Stadt einen Lippenstift mit, aber kußbecht!“ rief die kleine Frau Helge aus der Küche ihrem Mann zu, der eben im Flur sich fertig machte. Paul erwiderte: „Aber gern, Schatz!“ Bei sich dachte er: So ein Blödsinn, diese Anstreicherei! Aber wenn es alle so machen, kann ich Helge nicht zumuten, mit bleichen Lippen durch die rötlich strahlende Welt zu wandeln... Bleiche Lippen, das klingt überhaupt schon so — dann lieber Lippenstift.

Als Paul schon an der Haustüre war, fiel ihm ein, daß er ja gar nicht wußte, wo und was für eine Sorte er kaufen solle. Sicher gab es da allerlei Marken und es gab Farbenunterschiede und weiß der Kuckuck noch, was...! Paul war nicht umsonst im Büro einer chemischen Fabrik beschäftigt. Also kehrte er lieber noch einmal um und erkundigte sich bei Helge. Brav notierte er ihre Anweisungen.

In der Stadt, zwischen dem Umsteigen von der W-Linie auf die N., betrat er den ihm von seiner Frau angewiesenen Laden. Er erblickte große Glasschränke mit vielen Dosen und gläsernen

Fläschchen; im Hintergrund sah er Kabinen und seltsame, glänzende Apparate. „Was doch die Schönheit für eine komplizierte Angelegenheit geworden ist!“ überlegte er bei sich. „Die Frauen haben es heutzutage wahrhaftig nicht leicht... die kleine Helge mit ihrem armseligen Lippenstift, ich muß ihr einen schönen kaufen.“

Die junge Dame, die Paul bediente, fand es durchaus für selbstverständlich, ihm nur die schönsten Stifte vorzulegen, das Allerneueste, mit automatischer Steuerung, ein technisches Kunstwerk, echt Silber mit Emaille. Paul erschrak, als er den Preis hörte. Schüchtern fragte er nach einer billigeren Ausgabe. „Meine Frau legt auf Ausstattung keinen Wert“, sagte er, vermutlich nicht ganz der Wahrheit entsprechend.

„Ach so...“ meinte die Verkäuferin, „ja, selbstverständlich, wir haben auch einfachere Stifte.“

Zu Hause übergab er Helge den Stift. Helge betrachtete ihn kritisch. Aber sie sagte weiter nichts. Dann aßen sie zu Mittag und dann ging Paul wieder in sein Büro.

Am Abend kam er zufällig etwas später nach Hause. Helge empfing ihn ein wenig aufgeregt, aber dann gab sie ihm auf die rechte Wange den üblichen Begrüßungskuß. Sie waren noch nicht sehr lange verheiratet. Der Tisch war schon gedeckt. Paul setzte sich mit wohlverdientem Appetit vor die Speisen, Helge gegenüber.

Plötzlich rief sie entsetzt: „Paul!“

Paul, der soeben ein Schweineschnitzel mit Andächt zerkleinerte, sah erstaunt auf.

„Paul, wo warst du? Na — nun weiß ich auch, warum du so spät gekommen bist! Ach Gott, das hätte ich nie von dir gedacht!“

Paul machte ein dummes Gesicht. „Wieso? Der alte Müller hat mich aufgehalten, wegen einer Sendung.“

„Ja, ja, der alte Müller! Das wird eine junge Müllerin gewesen sein.“

Nun schaute Paul seine Frau entsetzt an. Was war nur mit ihr los? Sie wird doch nicht...? dachte er. „Ich verstehe dich nicht, mein Kind“, sagte er dann vorsichtig.

„Ich bin nicht dein Kind!“ erklärte sie, was schließlich auch durchaus richtig war. „Schau lieber mal in den Spiegel!“

Paul stand gehorsam auf und schaute in den Spiegel. Da sah er auf seiner rechten Wange einen roten Fleck. Es waren ganz deutlich zwei nette, kleine Lippen.

„Nun?“ rief Helge, „was sagst du jetzt? Gibst du zu, daß...“

Paul lachte. „Aber, Helge!“

„Du lachst auch noch. Das ist die Höhe!“

„Aber Helgelein“, sagte er und ging auf sie zu, „denk dir doch keinen Unsinn aus! Komm, gib mir einen Kuß, da, auf die andere Seite!“

Da Helge selbstverständlich nicht die geringste Absicht hatte, ihm einen Kuß zu geben, packte er ihr Köpfchen und preßte seine linke Wange fest an ihre Lippen. Helge fuhr wild in die Höhe, starrte ihn mit blitzenden Augen an — da sah sie auf seiner linken Wange ebenfalls das verärrerische Rot!

Während zwei voreilige Tränen aus ihren Augen rannen.

Aber dann lachte auch sie: „Ach, du lieber Gott, der neue Lippenstift!“

Paul sagte, ein klein wenig zerknirscht: „Weißt du, das mit dem ‚kußbecht‘ habe ich ganz vergessen. Aber, beruhige dich — nun sollst du einen ganz schönen, tadelloßen bekommen!“ Und erzählte ihr von jenem technischen Wunderwerk mit echt Silber, und sicherlich auch absolut kußbecht. Aber Helge meinte, es sei vielleicht doch besser, wenn sie mitgehe.

Paul widersprach nicht. Was auch das Vernünftigste war.

DIE LUSTIGE „JUGEND“

Königliche Poesie

König Friedrich Wilhelm III. ging eines Tages im Schloßpark spazieren. Er kam auch an einem Pavillon vorbei und entdeckte an der Wand folgende mit Bleistift geschriebene Worte:

„Unter diesen Büben verträumen!
Möcht' ich mein Leben verbringen!
Auguste v. M.“

Lächelnd zog der König seinen Bleistift aus der Tasche und schrieb folgende Worte darunter:

„Unsinn, Auguste,
Heiraten mußte!
Friedrich Wilhelm.“

Der Wahrheitsbeweis

Der kleine Franz, der mit des Nachbars Max im Hofe spielt, ruft plötzlich stürmisch nach seiner Mutter. Als diese am Fenster erscheint und fragt, was er will, meint er: „Kannst schon wieder weggehen. Der Max hat mir nur nicht geglaubt, daß du schielst.“

Stoßseufzer einer alten Jungfrau

„Ich möchte ja so gerne treu sein, wenn ich nur wüßte, wem!“ —

Besserung

Richter: „Vor einem Jahr wurden Sie wegen Diebstahls von tausend Mark verurteilt und heute sind Sie wieder da, weil Sie fünfhundert Mark gestohlen haben!“ Angeklagter: „Sehen Sie, Herr Richter, in der Zwischenzeit habe ich mich doch um die Hälfte ge bessert!“

Der Sänger

„Ich habe mich gestern gegen den Verlust meiner Stimme mit 100 000 Mark versichern lassen!“ sagte der Sänger. A: „Na, und warum zahlt die Gesellschaft das Geld nicht aus?“ bemerkte der Kritiker.

Der Tierkenner

A: „Wieviele Füße hat ein Pferd?“ B: „Nun, vier.“ A: „Nein, acht!“ B: „7?“ A: „Zwei vordere, zwei hintere, zwei rechte und zwei linke.“

Der Sachverständige

A: „Fräulein Elly hat Beine wie ein Reh!“ B: „Wieso gerade wie ein Reh?“ A: „Ja, so dünn und so behaart.“

Eine gute Auskunt

„Ist der Herr Baron zu Hause?“ fragte ein Besucher.

„Mein, mein Fräulein, aber bei guter Führung wird er in einem Jahr wieder zu Hause sein!“ antwortete der Portier.

Schlummernde Kräfte

„Wie ist mein Sohn beim Schulunterricht, Herr Professor?“ „Er paßt während der Stunde nicht auf, sondern macht immer einen verschlafenen Eindruck.“

„Ja, das ist das Talent, das in ihm schlummert.“

Die anhängliche Gläubigerin

Bräutigam: „Liebste, bitte, schicke doch die Schleppträger weg!“

Bräut: „Leider geht das nicht! Das sind die Kinder die Näherin und die lassen so lange nicht los, bis das Kleid bezahlt ist.“

Starker Bartwuchs

Sie (zwei Stunden zu spät zum Stelldichen kommand): „Aber Robert! Du bist ja nicht einmal rasiert!“

Er: „Mein Ehrenwort, als ich zum Stelldichen kam, war ich rasiert.“

Von Ärzten und Patienten

Ernährungsmedizin

Am Arztstammtisch saßen die Herren Doktoren und fachsimpelten. Man unterhielt sich über die Ernährungsmedizin. Die Werte und Unwerte verschiedener Speisen wurden lebhaft umstritten. Der Geschmack ist eben verschieden.

Ein junger Arzt gestattete sich zu bemerken, daß es nach seiner Meinung gar nicht so sehr auf die Speisen selbst, wie auf ihre Zubereitung ankomme.

„Die Hälfte unserer Patienten verdanken wir den schlechten Köchen“, sagte er.

Der prakt. Arzt Dr. Wohlganz pflegte sich schon längst nicht mehr an solchen Debatten zu beteiligen. Aber nun erhob er doch seine Stimme und posaunte aus seinem Bart heraus: „... und den guten Köchen die andere Hälfte!“

Nerven

Frau Großholz ist eine überaus sensible Dame. Sie hat es meist nur mit geistigen Dingen zu tun, da ihr Mann Direktor ist und das schöne Materielle sie also nicht zu plagen braucht. Selbstverständlich hat Frau Direktor dementsprechende zarte Nerven. Es gibt in ihrem Wohnort keinen Nervenarzt, der das nicht wüßte.

Aber nicht nur die Ärzte, auch das Hauspersonal weiß es. Denn Frau Großholz führt natürlich auch ein großes Haus, das nicht so einfach instand zu halten ist. Von den aufregenden gesellschaftlichen Verpflichtungen ganz abgesehen. Mindestens muß die Frau Direktor zuweilen nachschauen, ob alles in Ordnung ist. Und dann machen sich sehr oft ihre Nerven bemerkbar. Sie zögert keineswegs, dies den Mädchen jeweils mitzuteilen.



O. Malura

Eines Tages entdeckte sie Staub auf dem Flügel im Musikzimmer.

„Fridal!“ rief sie nervös, „kommen Sie mal!“

Frida kam. Frida war ein gesundes Mädchen ohne Nerven. Sie war noch nicht lange bei Frau Direktor Großholz im Dienst. Vorher hatte sie Vatern auf dem Trödelmarkt geholfen.

„Gnä“ Frau wünschen?“ sagte sie sehr

schön, genau, wie man es sie angelehnt hatte.

„Aber, Frida — hier liegt Staub!“

Frida schaute angestrengt die polierte Fläche an. Ihre auf dem Trödelmarkt geschulten Augen sahen keinen Staub.

„Ne, gnä“ Frau, ick sehe nisch!“ sagte sie.

„Was? Aber Frida, das müssen Sie doch sehen — ich sehe es doch auch!“

„Na“, meinte Frida, „gnädige Frau, wenn dat man bloß nich Ihre Nerven sind!“

Das Attest

Der Raubmörder Karl Lechleitner war zum Tode verurteilt worden und sollte hingerichtet werden. Aber wenige Tage vor dem Termin, an welchem die Hinrichtung hätte stattfinden sollen, wurde er schwer krank. Der Gefängnisarzt kam, untersuchte den kranken Mörder und verordnete pflichtgemäß, was eben in diesem Fall zu verordnen war. Die Hinrichtung aber mußte nach den gesetzlichen Bestimmungen aufgeschoben werden, und der Raubmörder wurde in weitere sachgemäße Pflege genommen, als sei er ein armer Patient wie jeder andere.

Nach einigen Wochen war dank der guten Behandlung der gesundheitliche Zustand des Raubmörders Karl Lechleitner wieder zufriedenstellend.

Der zuständige Arzt hatte also die Pflicht, durch ein amtliches Gutachten den Karl Lechleitner geheilt zu erklären. Es war der alte Medizinalrat Langbehn.

Er setzte sich an den Schreibtisch, schüttelte den grauen Kopf, überlegte den Fall und schrieb schließlich: „Der ergebenst Unterzeichnete bestätigt Hoher Strafvollzugsbehörde, daß der Delinquent Karl Lechleitner nunmehr ohne Nachteil für seine Gesundheit hingerichtet werden kann.“